

der fruchtbarste Boden ist auf der ganzen Welt! Zweiunddreißig Jahre Brasilien habe ich wie einen Tag und kenne Brasilien besser als diesen schäbigen Korb da.“ Gierig streicht sie die Nickel ein, die mein Ladenjunge ihr geboten. Schreit entsetzt auf, daß ein Testão fehle, streitet eine Viertelstunde mit meinem Moço wegen des fehlenden Nickel: „Mein Kaffee ist voll, voll roter Früchte, und hundert Sack Kaffee wird er mir bringen, so wahr Gott helfe. Und der Nickel muß herbei!“ Bis er ihr in der Aufregung aus dem Korb fällt, wohin sie ihn schnell versteckt. Sie ist wütend, um das kleine Zwischengeschäft gekommen zu sein, verläßt, alle Heiligen anrufend, in großer Aufregung das Haus. Ich höre sie noch in der Ferne sich beschwören, wie ihr bei zweiunddreißig Jahren Brasilien auch noch nie der kleinste, schäbigste Nickel unrechtmäßig zugekommen . . .

Eine deutsche Familie hockt vor meinem Ladentisch. Mann und Weib und eine Anzahl Kinder. Vor vier Wochen sind sie auch hier durchgekommen. Sie zogen hinaus zu einer neuen kleinen Kolonie, achtzig Kilometer von der Bahn ab, tief in den Urwald hinein. Damals froh und zuversichtlich auf einem Eselkarren der neuen paradiesischen Zukunft entgegen, die ihnen der Landagent drüben in Deutschland rosig gemalt. Ja, paradiesisch war's da draußen gewesen. Allzu paradiesisch und ursprünglich. „Verflucht! Kein Brunnen“, jammerten sie, „kein Wasser, keine Hütte, kein Dach. Nichts als Wald, dichter Urwald. Und Moskitos und alles Ungeziefer der Welt. Und dann der schlagende Tropenregen.“

Wie habe ich in der alten Heimat auf die verfluchte Ueberorganisation geschimpft. Warum wird von dieser hier so nützlichen Krankheit nichts von drüben eingeschleppt? Diese Familie säße nicht geknickt und zerschmettert und in unsäglichem Zerrissenheit hier auf den Säcken vor meinem Ladentisch, hätten sechs der Verhältnisse kundige Caboclos ihnen vier Wochen lang Lehre

und Hilfe geliehen. Nun sitzen sie zitternd vor Glut und Mattigkeit und Scham und suchen Rat. Und ich fühle sie unter meinem Zuspruch wieder aufatmen. Ich fühle, wie sie trotz aller erlittenen Härten an dem Urwald hängen, dem sie entronnen und dem sie ihre letzten Sparpfennige geopfert, der ihnen alle Illusionen genommen. Denn das ist der geheimnisvolle Bann, in den der Urwald jeden zwingt, der ihn einmal betreten.

Ich verhandle mit dem schlitzäugigen Kalabreser. Ich weiß, er wird mich hineinlegen. Die Bohnen, die er mir anbietet, werden in acht Tagen schwarz sein wie die Sünde, nicht zum Futter taugen. Und ich weiß doch, daß ich sie kaufen muß. Einfach muß. Der Kalabreser fixiert mich. Unaufhörlich spricht er auf mich ein. Ich weiß, er muß unbedingt nach São Paulo, diese Augenkrankheit wird er hier nie los. Trachom. Ich sehe diesen Mann, wie er da vor mir steht, blind werden. Ich muß ihm helfen. Ich muß seine Bohnen kaufen, die sicher schon stinken. Und ich kaufe sie, ungesehen, damit ich nicht ablehnen kann! Der Schuft von Kalabreser will mir die Hand drücken. Er fleht alle Gnade des Himmels auf mich und lacht nach innen. Er ist den Dreck los. Ich weiß, morgen wird er wiederkommen. Er wird mir noch viel Reis und Bohnen zu schönen Preisen andrehen. Und ich werde an seine Blindheit denken, sein Unglück, und kaufen . . .

Es ist Abend geworden. Die purpurotrote Tropensonne verwandelt die wilde Hecke und die staubige, heiße Landstraße, meine elende Bretterbude und den klebrigen Ladentisch, Menschen voll Bosheit und Menschen voll Qual in ein heiliges Gemälde von unendlicher Milde und Güte und unbeschreiblicher Ausgeglichenheit.

Irgendwo im unendlichen Urwald wächst auch mein Geschick heran: Kaffee, weithin Kaffee; unter Qual und Not und unendlicher Hoffnung gepflanzt — fünfzigtausend Bäume. Später einmal vielleicht das gewonnene große Los!